

HEYNE <



KAI SCHÄCHTELE, Jahrgang 1974, besuchte die Deutsche Journalistenschule in München und studierte Journalistik an der Ludwig-Maximilians-Universität. Er war Reporter bei Antenne Bayern, BR und SWR sowie Redakteur bei GQ. Er lebte ein halbes Jahr in Kapstadt und war stellvertretender Chefredakteur des Fußballmagazins *PLAYER*, arbeitete

als Textchef für *AD* und *Vanity Fair* und schrieb für Magazine wie *Neon* und *brand eins*. Er ist Gründungsmitglied des Netzwerks *weltreporter.net* und Mitinitiator des Berufsverbandes »Freischreiber«. 2010 bereiste er mit Christian Frey die Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika, für ihr begleitendes Blog *wintermaerchen2010.com* wurden sie 2011 für den »Grimme Online Award« nominiert. Im selben Jahr gründeten sie eine Firma für multimediales Geschichtenerzählen. Kai Schächtele lebt und radelt in Berlin.

KAI SCHÄCHTELE

**ICH
LENKE
ALSO BIN ICH**

Bekenntnisse
eines überzeugten
Radfahrers

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 07/2012
© 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Timo Braun
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-453-60183-3

www.heyne.de

INHALT



Prolog: Ich lenke, also bin ich wer?	
23 gute Gründe fürs Radfahren	9
1 Warum mein Unterbewusstsein bis heute Angst vor dem Stürzen hat	17
2 Wie ich mit meinem BMX-Rad die Welt eroberte.	20
3 Wahre Liebe rostet	27
4 Aus Liebe zum Asphalt – die ersten Meter auf dem neuen Rennrad	32
5 Zehn gute Argumente gegen das Klischee	35
6 Für mehr Mitgefühl mit den Autofahrern!	39
7 Helm oder nicht Helm – das ist hier die Plage.	47
8 Achtung vor Nordic Bikern!	53
9 Der Traum vom großen Rennen	56
10 In Laschinskys Folterkammer	61
11 Auf dem roten Auge bin ich blind.	66
12 Ein Radweg macht noch keinen Sommer	71
13 Mein Fahrradschlauch, der Yogacoach	77
14 Der Mythos von der moralischen Überlegenheit	83
15 Und fahre mich nicht in Versuchung	87

16	Warum meine Sitzhocker bei mir ein angenehmes Leben haben	90
17	Warum ich auf Liegeradfahrer herabblicke	94
18	Die Fußgänger und ich – ein Friedensangebot	98
19	Die Polizei und ich – noch ein Friedensangebot	103
20	Berlin–Kopenhagen, Teil 1: In acht Tagen um die Fahrradwelt.	110
21	Berlin–Kopenhagen, Teil 2: Die Gras only-ssee	119
22	Lieber Gott, bitte schick mir einen Platten!	126
23	Radfahren mit Raketenantrieb – und Klingel	132
24	Ein theoretisch todsicheres Schloss	138
25	Mein Fahrrad ist kein Packesel	143
26	Die Nachwuchssorgen der Gattung Radfahrer	148
27	Von der Rolle	152
28	Im Club der Eiseiligen	158
29	Ein Laster, das Frieden stiftet	163
30	Unter Spinnern	168
31	Fliehendes Pferd	174
32	Ich bin doch jetzt Rennfahrer!	178
33	Wenn die Straße schwankt	185
34	Meine schönsten Stürze.	189
35	Endlich erwischt! Oder: Warum ich mit meinem Rad die Welt zu einem besseren Ort mache	192
36	Das große Rennen.	197
37	Mein erster Unfall	205
38	... und warum ich trotzdem keinen Fahrradhelm tragen kann	211
	Epilog: Was bleibt.	216
	Danke	221

*»Wenn du niedergeschlagen bist,
wenn dir die Tage immer dunkler vorkommen,
wenn dir die Arbeit nur noch monoton erscheint,
wenn es dir fast sinnlos erscheint, überhaupt noch zu hoffen,
dann setz dich einfach aufs Fahrrad,
um die Straße herunterzujagen,
ohne Gedanken an irgendetwas außer deinem wilden Ritt.«*

ARTHUR CONAN DOYLE, 1896.

Aus: *Scientific American*



Ich lenke, also bin ich wer? 23 gute Gründe fürs Radfahren

Ich fahre seit über dreißig Jahren Rad. Wollte man mir Böses, könnte man sagen, ich sei in meiner Entwicklung irgendwann stehen geblieben. Der Mensch kommt auf die Welt, krabbelt erst auf allen Vieren, lernt laufen und setzt sich bald aufs Rad. Mit jeder Stufe erweitert er seinen Aktionsradius. Früher oder später kommt er deshalb an den Punkt, wo ihm das Fahrrad nicht mehr reicht.

Bei mir war das zunächst nicht anders. Als ich 16 war, brauchte ich ein Moped. Nur ein paar Tage nach meinem 18. Geburtstag hatte ich meinen Auto- und Motorradführerschein. Und natürlich dachte ich, dass ich mit jedem nächstgrößeren Verkehrsmittel auch meine Freiheit erweitern würde. Das war ein Trugschluss. Es stimmt nicht, dass das Fahrrad nur eine Zwischenstufe der menschlichen Evolution markiert. In Wahrheit ist es ihr Höhepunkt. Alles, was danach kommt, führt unweigerlich zum Abstieg.

Von meinem ersten Auto, einem Renault Vier, der mehr von Luft und Liebe getragen war als vom rostdurchlöcheren Stahl, krachte eines Tages unvermittelt der Auspuff auf die Straße. Mein Motorrad, eine Geländemaschine mit wuchtigem Tank und Kickstarter, fuhr sich den Zylinder

trocken, weil mit der Ölversorgung etwas nicht gestimmt hatte. Vorher aber hatte ich mir an einem regnerischen Morgen in den italienischen Bergen noch das Schienbein halb zertrümmert, weil ich beim Versuch, die Maschine mit einem herzhaften Sprung anzutreten, abgerutscht und mir der Kickstarterhebel mit einer Wucht gegen das Bein geschlakt war, dass ich die Engel aus dem fernen Rom noch hatte singen hören. Danach fuhr ich eine Zeit lang einen Kadett.

Das Auto kam für mich aber nie über den Status eines bloßen Fortbewegungsmittels hinaus. Mich verband damit nie etwas anderes als eine Zweckbeziehung. Den erotischen Reiz, den andere Jungs in Autos sahen, habe ich nie erlebt. Das mag auch am Kadett gelegen haben. Nur das Motorrad hätte dem Rad ernsthaft Konkurrenz machen können, doch das wollte offensichtlich nicht bei mir bleiben. Nachdem ich den Kolbenfresser hatte reparieren lassen, erlag es nur ein halbes Jahr später dem zweiten.

Einzig das Rad hat mir über all die Jahre die Treue gehalten. Vielmehr: meine Räder. Ich kann auf eine ausge dehnte Sammlung an Fahrrädern zurückblicken, die im Laufe der Jahre unter mir zusammengebrochen sind wie lahme Pferde. Ich habe sie alle geschafft: das fliederfarbene Rad meiner Mutter, bei dem irgendwann die Tretlager so zerschunden waren, dass die Pedale fast parallel zueinander standen. Oder das weiße Rennrad mit Schlauchreifen, der ganze Stolz meines Vaters – jedenfalls so lange, bis ich es ihm ein halbes Jahr später zurückgab. Sein teuer erkaufter Vollrenner musste ihm so zerrupft vorkommen wie ein Sohn, der plötzlich Drogen, Frauen und Schlafentzug als wesentliche Lebensziele für sich entdeckt hat.

Traurig stellte er es in den Keller. Ich glaube, er hat es nie wieder herausgeholt.

Es folgten diverse Mountainbikes und Rennräder, Oldtimer und Neuanschaffungen. Keines blieb länger als zwei, drei Jahre, aber mit allen war es mir ernst. Bei jedem einzelnen dachte ich, es sei das Fahrrad fürs Leben. Nichts hält für immer. Man muss sich auch trennen können.

Doch die Liebe zum Rad, die blieb. Für mich ist es das ehrlichste, sauberste, schönste, eleganteste und natürlichste Fortbewegungsmittel. Sagt man allerdings, man sei überzeugter Radfahrer, wird man wahlweise für einen Öko, Tofu auf zwei Rädern, Reformhausrevoluzzer, Gutmensch, Besserwisser, Umweltaktivist oder Spaßbremser gehalten. In meiner Leidenschaft werde ich ständig missverstanden. Von Autofahrern, Polizisten, Fußgängern, Freunden, Politikern und manchmal sogar von mir selbst. Es ist deshalb an der Zeit, endlich zu erklären, warum ich das Radfahren so liebe.

Ich fahre Rad, weil ...

...es erstens schneller geht als jede andere Art der Fortbewegung, zumindest in der Stadt. Schneller als zu Fuß, schneller als mit dem Auto, schneller als mit Bus und Bahn. Allenfalls ein Helikopter kann es mit der Effizienz des Fahrrads aufnehmen. Aber man finde damit mal einen Parkplatz.

...ich zweitens nicht auf die tägliche Dosis an Freiheit und Unabhängigkeit verzichten möchte, zu der mir das Radfahren verhilft.

...es drittens einfach Spaß macht. Allein die fünf Minuten, die ich zu Fuß zur nächsten U-Bahn-Station brau-

che, sind für mich anstrengender als jede noch so weite Strecke auf dem Rad. Schon wenige Meter nach dem Losfahren gerate ich in einen Flow, bei dem ich eins werde mit mir und der Welt um mich herum. Das gilt sogar für Autofahrer, Polizisten und Fußgänger. Dass es mir so schwerfällt, an Ampeln anzuhalten, oder die Lücke zwischen zwei im Stau stehenden Autos zu ignorieren, die sich mir offenbart wie eine nackt vor mir liegende Frau, liegt unter anderem daran, dass ich diesen Zustand des Fließens nicht aufgeben möchte. Ein indischer Guru lässt sich auch nur ungern aus seiner Meditation reißen.

- ...mich viertens bei meinen gelegentlichen, unerheblichen, ungefährlichen, wohldosierten, nach reiflichem Abwägen für vertretbar gehaltenen und alles in allem also völlig akzeptablen Regelübertritten niemand zur Rechenschaft ziehen kann, jedenfalls nicht, ohne mich anzuhalten. Was meistens nicht gelingt, weil ich, wenn es jemand versucht, schon längst weg bin (siehe Grundeins).
- ...ich fünftens den Großstadtverkehr als Hindernisparcours begreife, den es möglichst schnell und elegant zu durchqueren gilt, wie bei einem Computerspiel. Nennen wir es »Super Velo Brothers«. Hier ein freier Spalt zwischen vor der Ampel wartenden Autos, dort eine Bordsteinkante, hier eine Abkürzung durch den Park. Wenn ich einen Geheimpfad durch eine schmale Seitenstraße entdecke, gibt es Bonuspunkte, und das Hupen der Autos ist der Soundtrack dazu.
- ...ich sechstens bei Bedarf das Argument, ich würde auf dem Rad mehr für die Umwelt tun als jeder Autofahrer

- und könne mir deshalb ja wohl auch ein bisschen mehr rausnehmen, aus dem Streitkoffer ziehen kann, wenn mir kein anderes mehr einfällt. Aber nur dann.
- ...es siebtens das Gehirn fit hält, weil es ständig gefordert ist, für jedes vor ihm liegende Problem die beste Lösung zu finden. Andere zahlen für ein solches Training viel Geld, ich bekomme es für lau oder zum Preis eines gelegentlichen Bußgelds.
 - ...ich achtens so das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und auf dem Weg durch die Stadt etwas für meine Fitness tun kann.
 - ...ich neuntens nichts so sehr hasse wie Parkplatzsuchen. Es ist für mich die größte Vergeudung an Lebenszeit, noch weit vor dem Ausfüllen von Steuererklärungen und *Bauer sucht Frau*.
 - ...ich mir zehntens unterwegs kleine Aufgaben stellen kann. Zum Beispiel Autos einzuholen, die mir den Weg abgeschnitten haben oder die so nah an mir vorbeigerauscht sind, dass ich mich am Türgriff hätte festhalten können. Wenn ich rechtzeitig zu ihnen aufgeschlossen habe, blicke ich so lange ins Wageninnere, bis der Fahrer zurückschaut und ich ganz milde den Kopf schütteln kann. Oder ich verfolge Radfahrer, die mich überholen, so lange, bis ich sie eingeholt habe, auch dann, wenn sie plötzlich abbiegen und ich ihretwegen meine Route verlassen muss. Wenn man sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann muss man es auch durchziehen. So viel Zeit muss sein.
 - ...ich mir elftens den Ärger, den man sich auf unseren Straßen als Radfahrer zwangsläufig einhandelt, gleich wieder aus Kopf und Körper strampeln kann.

- ...ich zwölftens die kleinen Herausforderungen des Alltags schätze, die mir das Rad ermöglicht. Zum Beispiel, wenn ich aus dem Supermarkt komme und die vollbepackte Obstkiste und zwei Tüten so auf Gepäckträger und am Lenker befestigen muss, dass ich sowohl die Lebensmittel heil nach Hause bekomme als auch eine elegante Figur dabei mache. Letzteres ist wichtig, weil Radfahren auch eine Frage des Stils ist. Das verbietet zum Beispiel den Einsatz von Packtaschen; es sei denn, man bricht zu einer großen Tour auf und verwendet Taschen, die den Charme der Satteltaschen eines einsamen Cowboys haben, der abends allein am Feuer sitzt und in seine Mundharmonika bläst.
- ...ich beim Radflicken dreizehtens die meditative Ruhe erlebe, die andere beim Yoga suchen, weshalb ich unterbewusst treffsicher über jede, wirklich jede Scherbe rolle, die auf den Straßen meiner Stadt herumliegt.
- ...ich vierzehntens sonst gar nicht wüsste, wie ich mein Leben auf die Reihe bekommen sollte, weil ich zu meinen Terminen immer genau so losfahre, dass ich bei idealem Verlauf auf die Minute pünktlich am Ziel ankomme.
- ...und ich fünfzehntens, wenn die Realität unterwegs von der Ideallinie abweicht, Mittel und Wege finde, sie miteinander in Einklang zu bringen. Das führt zwar unweigerlich zu Regelverletzungen, aber nur in einem gelegentlichen, unerheblichen, ungefährlichen, wohl dosierten, nach reiflichem Abwägen für vertretbar gehaltenen und alles in allem also akzeptablen Rahmen.
- ...es sechzehntens kaum ein schöneres Geräusch gibt als das Singen prall aufgepumpten Gummis von Rennrad-

- reifen auf dem Asphalt, untermalt vom Backgroundchor der sanft rasselnden Kettenglieder.
- ... und man sich siebzehntens, wenn der Gummi des Stadtrads nicht singt, sondern schmatzt und die Kette nicht rasselt, sondern schleift, Musik in die Ohren stecken und dazu im Takt auf dem Sattel wippen kann.
 - ... ich achtzehntens den durchs Haar wehenden Fahrtwind liebe, auch wenn ich gar keine Haare mehr habe.
 - ... ich neunzehntens Gegenwind liebe, weil mich Gegenwind nur noch stärker macht.
 - ... ich zwanzigstens Rückenwind liebe, weil mich Rückenwind nur noch schneller macht.
 - ... ich mich einundzwanzigstens gern aufrege. Das reinigt die Atemwege und macht den Kopf frei. Mit keinem Verkehrsmittel handelt man sich so viel Ärger ein wie mit dem Rad, weil man zwischen allen Fronten steht bzw. fährt. Von den Autofahrern werde ich auf der Straße nicht geduldet, von den Fußgängern nicht auf den gemeinsamen Fuß- und Radwegen und von den Verkehrsplanern nicht auf den Radwegen, gemessen jedenfalls am Zustand vieler Radwege.
 - ... ich zweiundzwanzigstens süchtig bin nach dem Gefühl brennender Oberschenkel beim Rennradfahren, was eine Sucht ist, der ich mich lieber ausliefere als der nach brennenden Zigaretten.
 - ... ich dreiundzwanzigstens weiß, dass man nur über Schmerz zum Genuss kommt und nur durch Leid zur Freude; dass man sich bewegen und manchmal einfach durchbeißen muss, um voranzukommen; dass, so hoch die Berge unterwegs auch werden und so weit die Wege auch führen mögen, man irgendwann den Gipfel er-

reicht; dass die schönste Fahrt immer noch vor einem liegt und dann alle Anstrengungen vergessen sind; dass die schönste Melodie die der Straße ist und der schönste Geruch der von frisch gemähtem Gras, was man nur auf dem Fahrrad unmittelbar in sich aufsaugen kann; dass Radfahren zwar wehtut, aber glücklich macht und einem all dieses Wissen nicht nur auf dem Sattel eines Rads nützt.

...kurzum, weil ich erkannt habe, dass man vieles von dem, was man über das Leben wissen muss, erst auf dem Sattel eines Fahrrads richtig begreift.



Warum mein Unterbewusstsein bis heute Angst vor dem Stürzen hat

Im Englischen sagt man »I'm falling in love«, wenn man sich verliebt. Seit einem Samstagvormittag im Jahre 1980 weiß ich genau, wie sich das anfühlt. Auch ich bin in Liebe gefallen. Nicht nur einmal.

Meine Eltern haben mir den Beginn meiner Liebesgeschichte so erzählt: Es war ein Samstagvormittag, als mein Vater meiner Mutter erzählte, dass ich die ersten Meter allein auf dem Rad zurückgelegt hätte. Am Abend davor hatte er mir die Stützrädchen vom Fahrrad montiert, das ich erst wenige Monate vorher von meiner Großmutter geschenkt bekommen hatte. Das muss ein großer Moment in unserem Vater-Sohn-Verhältnis gewesen sein. Wenn Vögelväter der Meinung sind, dass die Jungen alt genug sind fürs Flüggewerden, stoßen sie sie aus dem Nest. Wenn ein Menschenvater von seinem Sohn dasselbe denkt, schraubt er ihm die Stützräder vom Rad und schubst ihn die Hofeinfahrt hinunter.

Meine Mutter, gerade erst von ihrer Nachtschicht zurückgekehrt, war dementsprechend müde. Sie verstand: »Unser Sohn kann Rad fahren.« Dann verabschiedete sich mein Vater. Zurück blieben sie und ich, und weil ich wäh-

rend unseres gemeinsamen Frühstücks andauernd »Radfahren, Radfahren!« rief, ging sie irgendwann mit mir nach unten.

Bis zu diesem Zeitpunkt war ich immer nur auf vier Rädern unterwegs gewesen. Zuerst auf denen eines Bobbycars im Wohnzimmer, später auf denen eines Kettcars und dann auf denen des stützradgesicherten Fahrrads. Rot, mit gelber Klingel und Wimpelstange am Gepäckträger.

Meine Mutter holte es aus der Garage, ich setzte mich auf den Sattel und fuhr los. Was meine Mutter nicht wusste, war, dass ich zwar gelernt hatte, wie man auf zwei Rädern fährt – aber nicht, wie man bremst.

Ich trat in die Pedale und wurde auf dem abschüssigen Untergrund bald schneller. Als ich das Hofende erreicht hatte, bog ich in die Straße ein. Dass das Fahrrad dabei anfang, Schlangenlinien zu fahren, machte das Vergnügen nur noch größer.

Irgendwann rief meine Mutter: »Bremsen! Du musst bremsen!«

Ich zog am Hebel der Vorderradbremse. Das Fahrrad wurde langsamer. Dann kippte es ganz sanft nach rechts. Mit Ellenbogen und Knie voraus landete ich auf dem Asphalt.

Als meine Mutter bei mir ankam und fragte, wie es mir ging, sah ich sie an, hielt mir den Arm und sagte: »Noch mal!«

Wir schoben das Fahrrad nach oben, ich setzte mich auf den Sattel, fuhr los und knallte kurz danach aufs Pflaster. Am Ende dieses Tages war ich verliebt.

Seitdem leben das Fahrrad und ich in einer glücklichen Beziehung zusammen. Es gibt für mich keine schönere

Art der Fortbewegung. Nicht auf zwei Beinen, nicht auf vier Rädern, nicht auf Schienen, nicht in der Luft. Nur auf dem Fahrradsattel spüre ich das Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, von dem ich an diesem Samstagvormittag im Jahr 1980 zum ersten Mal gekostet habe.

Inzwischen habe ich sogar gelernt, wie das mit dem Anhalten funktioniert – auch wenn sich bis heute etwas in mir dagegen sträubt. Ich bremse einfach nicht gern. Jahrelang habe ich mich gefragt, woran das liegen mag, und bin verschämt über rote Ampeln gefahren. Doch seit meine Eltern mir diese Geschichte erzählt haben, weiß ich: Es liegt nicht an mir, es liegt an meinem Unterbewusstsein. Es hat einfach Angst umzukippen.



Wie ich mit meinem BMX-Rad die Welt eroberte

Bald wurde mir klar, dass es mir in unserem Heimatdorf früher oder später zu eng werden würde. Ich hatte keine Stützräder mehr, ich war nun erwachsen. Der Drang, in neue Weiten vorzudringen, ließ sich nicht mehr bändigen.

Um der kleinen Welt von Lützelburg zu entfliehen, sah ich zwei Möglichkeiten. Die eine war der Fußball. In der F-Jugendmannschaft des TSV Lützelburg war ich der Erste in der Kabine, der die Abseitsregel verstand, und auf dem Spielfeld derjenige, der die Elfmeter schießen durfte. Aus meiner Sicht waren das untrügliche Anzeichen für eine Karriere als Profifußballer.

Die andere war das Fahrrad.

Es war nur eine Frage der Zeit, welche der beiden Optionen mir schneller zur Flucht verhelfen würde. Doch das Leben verlangte mir Geduld ab. Noch hatte sich kein Späher eines Bundesligavereins blicken lassen und das Kinderrad hatte ständig einen Platten, den ich noch nicht selbst flicken konnte.

Dann kam Ostern 1983 und meine Eltern brachten mich zu Fahrrad Durler in Gersthofen, dem nächstgelegenen Städtchen. Ich bekam ein neues Rad. Und was für eins.

Nicht irgendein langweiliger Drahtesel mit verkehrstauglicher Beleuchtung und Katzenaugen in den Speichen, wie es all die anderen hatten, sondern das schönste, lässigste und abgefahrene Rad, das die Welt jemals gesehen hatte, zumindest die von Lützelburg: ein Motocross-Rad in Metallicblau mit goldenem Lenker, gelbem Sattel, blauen Mänteln auf gelben Felgen und quietschgelben Plastikbezügen über dem Lenker sowie der Mittelstange. Auf denen stand »BMX 2000«.

BMX 2000 – das klang für mich wie der Geheimcode für eine Zeit, in der die Autos nicht mehr über die Straßen rollen, sondern schweben würden und man auf seinem Fahrrad wie E.T. durch die Luft fliegen würde. Meine Güte, war ich stolz, als ich darauf Probe saß.

Doch das war noch nicht einmal der Höhepunkt. Das Beste war ein kleiner Aufkleber auf der Mittelstange. Auf dem stand: »Achtung, dieses Fahrrad ist für den Straßenverkehr nicht zugelassen.« Denn es hatte keine Beleuchtung und auch sonst nichts, was sich für ein ordentliches Kinderrad gehört: keine Schutzbleche, keine Klingel, kein Abstandhalter, kein Gepäckträger, einfach nichts. Warum auch? Für solchen Quatsch war ich ohnehin zu alt.

Ich war nun ein Cowboy und mein neues Rad das Pferd, oder sagen wir: zumindest mein Pony, das mich begleiten würde, wohin uns das Leben auch trieb. Als ich es aus dem Laden schob, wusste ich, dass ein neues Leben begann. Die Sache war entschieden: Fahrrad statt Fußball.

Die kommenden Monate verbrachte ich praktisch ausschließlich auf Pony 2000. Mit seinem tief sitzenden Sattel und dem Lenker in Form eines großen Ypsilon ritt ich dar-

auf so lässig wie John Waynes Enkel über die Prärien unseres Dorfes. Zum Fußballtraining (um die Fassade aufrecht zu erhalten, tat ich so, als träumte ich noch immer von einem Leben als Fußballstar), zu meinem Freund Klaus zwei Straßen weiter (der mit einem roten Rad der Marke Kettler aussah, als sei er direkt aus einer Sicherheitsbrochure der Polizei gerollt) und zum Einkaufen im Tante-Emma-Lädchen neben der Kirche. Wann immer es ging, holte ich mein Fahrrad aus der Garage, in der es stand, wenn ich es nicht benutzte. Denn mein Motocross-Rad durfte auf keinen Fall dreckig werden oder nass und frieren durfte es schon gar nicht.

Eines Nachmittags im Hochsommer war die Zeit dann gekommen. Ich tat, was mir meine Eltern strikt verboten hatten. Auf einem nicht für den Straßenverkehr zugelassenen Fahrrad durchs Dorf fahren, das ging für sie in Ordnung – das Dorf verlassen, nicht.

Mein Ziel war Gablingen, drei Kilometer entfernt. Meine Neugier, wie die Welt jenseits des Ortsschildes aussah, war um ein Vielfaches größer als die Angst vor dem Ärger, sollten meine Eltern von der Expedition Wind bekommen. Doch wie sollten sie davon schon erfahren? Für Hin- und Rückritt veranschlagte ich zwei Stunden – genug Zeit, um zum Abendessen zurück zu sein.

Allerdings, so ganz sicher war ich mir meiner Sache nicht, als ich mich vor dem Tante-Emma-Laden aufs Rad setzte. Ich dachte mir: Jetzt lässt du es erst mal rollen, und wenn wir am Ortsschild angekommen sind, sehen wir weiter. Aus Lützelburg heraus führte eine lange, abschüssige Gerade. Ich setzte mich auf den Sattel und strampelte los. Bald wurde ich so schnell, dass ich es mit der Angst zu

tun bekam. Das Einzige, wovor ich mich noch mehr fürchtete, war zu bremsen. Und das hatte nicht ich zu verantworten, sondern meine Eltern. Als ich am Ortsschild vorbei kam, dachte ich: Wenn ich schon so weit gekommen bin, werde ich ja wohl auch die restlichen drei Kilometer schaffen.

Auf den ersten Metern nach dem Ortsschild verließ mich allerdings kurzzeitig der Mut. Immer wenn mich ein Auto überholte, bekam ich einen Riesenschreck. Und mit einem Mal kam mir der Weg vom TSV Lützelburg in den Sturm des VfB Stuttgart wie ein Katzensprung vor im Vergleich zu der vor mir liegenden Strecke.

Kurz dachte ich darüber nach umzukehren. Dann fiel mir ein, dass ich dann den Abhang wieder nach oben würde strampeln müssen, und es packte mich der Ehrgeiz. Aufgeben war nun keine Option mehr. Meter um Meter kämpfte ich mich voran. Nach der ersten Kuppe konnte ich zum ersten Mal das Ziel sehen, das am Horizont in der Nachmittagssonne leuchtete. Gelobtes Gablingen! Eine Viertelstunde später kam ich an.

Plötzlich sah ich das, was ich bislang nur vom Rücksitz des elterlichen Autos oder von meinem Platz in Schulbus aus gekannt hatte, aus einer neuen Perspektive: Ich allein hatte es bis hierher geschafft, angetrieben nur von meinem Mut und meiner Muskelkraft. Kein Mensch hatte je etwas so Heldenhaftes vollbracht, etwas so Großes. Ich hatte nicht drei Kilometer zurückgelegt, sondern dreitausend Meter. In Silben: Drei! Tau! Send!

Ich drehte noch ein paar Runden durchs Dorf und machte mich auf den Rückweg. Jetzt, da ich die erste Mutprobe erfolgreich absolviert hatte, konnte ich mich auch



Kai Schächtele

Ich lenke, also bin ich

Bekenntnisse eines überzeugten Radfahrers

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60183-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Unterhaltsam, rasant, ungebremst: das Beste aus dem Leben eines überzeugten Radfahrers

Die Leidenschaft fürs Radfahren erwacht in seinem fünften Lebensjahr, als Kai Schächtele merkt: Es geht auch ohne Stützräder! Es folgen das erste BMX, die Sache mit der Straßenverkehrsordnung und die Schwierigkeit, an roten Ampeln anzuhalten, der alltägliche Irrsinn auf Berlins Straßen mit dem Stadtrad, das Durchtreten bis zur Schmerzgrenze auf dem Rennrad. Nicht zu vergessen die existenzielle Erfahrung, einen Platten zu flicken, ein infamer Diebstahl und nach einem kapitalen Sturz die entscheidende Frage: Bin ich jetzt reif für einen Fahrradhelm?

Eine Liebeserklärung an die schönste Art, sich fortzubewegen. Zum Aufsteigen, Durchtreten und Losfliegen.